Herren und Städte

Die Mauern der Habsburg

Radbot, zu Kaiser Heinrichs des Heiligen Zeiten Herr im Aargau, hatte Ritter und Knechte genug, die ihm, als einem guten Herrn, in Treue dienten. Aber als er daran ging, sich auf dem Habichtsberg eine Burg zu bauen, mußte er von seinem Bruder Werner, der in Straßburg Bischof war, das Geld herleihen, um die Werkleute zu lohnen. So ward die Burg, die auf steilem Fels über der Aare lag, bescheiden genug, ohne Wall und Turm erbaut, kaum mehr als ein festes Haus. Und als der Straßburger, der kurz darauf als Gast zum Bruder geritten kam, den Bau von allen Seiten wohl beschaut hatte, sprach er, noch eh er den Willkommbecher aus Radbots Hand empfing: „Das Haus ist fest und wohlgefügt, der Saal auch weit und helle; aber mich dünkt, du hättest Turm und Mauer nicht vergessen sollen, Bruder." Da griff dem andern der Schalk auch in den Nacken, daß er zu seinem Bruder sprach: „Tat ich nicht gut, so tat ich doch nach deinem Vorbild, Bruder; denn als ich jüngst in Straßburg war und du mir das Münster zeigtest, das du zu Gottes Ehre stattlich bauen läßt, hab ich von Wall und Türmen nichts gesehen." „Gott ist kein Kriegsmann", sprach der Bischof lächelnd, „und mag in seinem Münster sicher wohnen, dieweil die Treue seiner Christenheit sein Haus vor allen Feinden schirmt." „Auch ich hab auf Treue gebaut", sprach Radbot, „und will dir zeigen, daß sie in einer Nacht, bevor ein Feind den steilen Berg erklimmen mag, das neue Haus mit einer Mauer schirmen wird, die jedem Ansturm trotzt."

Als nach dem Abendmahl der Bischof in sein Gemach gegangen war zu beten und zu ruhen, sandte Radbot Knechte ins Tal zu seinen Dienstleuten und hieß sie, vor dem Morgen in Wehr und Waffen bei der Burg sein, als gelte es, einem Feind die Stirn zu bieten. Dem Ruf des Herrn fröhlich folgend, stiegen schon in der Nacht die Hirten, Schiffer und Bauern von allen Seiten herauf und ordneten sich auf des Herrn Geheiß wie zum Streite rundum das neue Haus. Beim frühen Morgenlicht, als ihre Schar gerichtet stand, stieß Radbot in das Nothorn, den Bruder aufzuwecken. Der sprang auch gleich zum Fenster und sah den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bruder unten stehen, geharnischt und gewappnet; und rundum die Burg in festgefügten, tiefen Reihen standen, Schild an Schild und Fuß bei Fuß, die Männer aus Tal und Bergen in ihrem Streitgewand, und Spieß und Morgenstern blinkten wehrlich über jedem Schild. Doch wo der Kranz sich um des Hauses Ecken bog und Türme hätten ragen sollen, hielt hoch zu Roß, die stolzen Banner am Eschenschaft im Bügel, ein Erzgepanzerter. Und Bischof Werner rief dem Bruder fröhlich zu: „Du hast wahrlich recht gebaut; wem Mannentreue nächtlich solche Mauer fügt, der mag in Ruhe ohne Wall und Türme hausen."

Udalrich und Wendilgart

Udalrich, aus dem Geschlecht Karls des Großen und als ein Graf im Schwabenland gesessen zu Buchhorn am Bodensee, war vermählt mit Wendilgart, einer Nichte Heinrich des Voglers. Und als die Ungern in Bayern einbrachen, zog Udalrich dem König zu in den Krieg, darin ward er gefangen und fortgeführt. Wendilgart empfing Kunde, daß ihr Gemahl erschlagen sei, wollte aber nicht wieder heiraten, sondern sie zog nach Sankt Gallen; da lebte sie still und eingezogen, betete für ihren Gemahl und erwies den Armen Wohltaten.

Wendilgart war zart aufgezogen worden und trug immer Lust nach süßen Speisen. Und eines Tags, da sie im Gespräche saß mit Wiborad, einer frommen Klosterfrau, bat sie um süße Äpfel. „Ich habe schöne Äpfel, wie sie arme Leute essen", sprach Wiborad, „die will ich dir geben", und reichte ihr wilde Holzäpfel. Wendilgart nahm sie begierig und biß darein; sie schmeckten so herb, daß sie ihr den Mund zusammenzogen, weshalb sie die Frucht wegwarf und sprach: „Deine Äpfel sind sauer, Schwester; hätte der Schöpfer alle so erschaffen, so würde Eva keinen gekostet haben." „Mit Recht nennst du Eva", sprach Wiborad, „denn sie gelüstete gleich dir nach süßer Speise." Da errötete die edle Frau und tat sich hernach Gewalt an, entwöhnte sich aller Süßigkeiten und lebte fortan in solcher Frömmigkeit, daß sie vom Bischof den heiligen Schleier begehrte. Er wurde ihr gewährt, und sie ließ sich einkleiden und lebte in Tugend und großer Strenge.

Als vier Jahr verflossen waren, ging sie am Todestage Udalrichs, ihres Gemahls, nach Buchhorn, um die Armen zu be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schenken. Udalrich war unterdessen glücklich aus der Gefangenschaft entronnen und hatte sich heimlich unter die zerlumpten Bettler gestellt. Als Wendilgart hinzutrat, rief er laut um ein Kleid. Sie schalt, daß er so ungestüm fordere, gab ihm aber doch ein Kleid, weil sie sah, daß er eines bedurfte. Da zog er die Hand, die ihm das Kleid reichte, an sich, umfaßte und küßte sie. Und als einige der Umstehenden ihm mit Schlägen drohten, warf er seine langen Haare mit der Hand hinter die Schulter und sprach: „Verschont mich mit Schlägen, ich habe ihrer genug ausgehalten, und erkennt Udalrich, euern Herrn!" Das Volk hörte die Stimme seines alten Herrn und erkannte sein Gesicht unter den wilden Haaren. Und alle schrien ihm fröhlich zu.

Wendilgart aber, weil sie sich beschimpft fühlte, war zurückgetreten und sprach: „Jetzt erst empfinde ich den Tod meines Gemahls als gewiß, da mir jemand Gewalt anzutun wagt." Udalrich trat zu ihr, und da er ihr seine Hand reichte, sah sie daran eine ihr wohlbekannte Wundennarbe. Da rief sie, als erwache sie vom Traum: „Mein Herr, den ich auf der Welt am liebsten habe; willkommen, mein liebster Gemahl!" Und halste und küßte ihn vor aller Augen; dann rief sie: „Kleidet euern Herrn und richtet ihm ein Bad." Und da er gebadet und gekleidet war, sagte er: „Laßt uns zur Kirche gehen."

Unter dem Gehen sah er ihren Schleier und fragte: „Wer hat dein Haupt geschleiert?" Sie antwortete: „Der Bischof vor der ganzen Gemeinde." Da sprach er: „So darf ich dich erst mit der Kirche Erlaubnis umarmen." Da kam ihnen Volk und Geistlichkeit entgegen und sangen Loblieder. Bald versammelte sich die Gemeinde, und Udalrich forderte seine Gemahlin zurück. Der Bischof löste ihr den Schleier und verschloß ihn, damit sie ihn wieder nehmen sollte, wann ihr Gemahl vor ihr verstürbe. Die Hochzeit wurde von neuem gefeiert, und die Neuvermählten lebten glücklich miteinander, doch nicht lange. In kaum einem Jahr verstarb Wendilgart, nachdem sie ihrem Gemahl einen Sohn hinterlassen hatte.

Der Fleischer von Konstanz

Als Kaiser Karl der Fünfte mit Hilfe seiner spanischen Kriegsvölker die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes niedergeworfen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatte, konnten die freien Städte, die es, ihres Glaubens wegen, mit dem Bunde gehalten hatten, der kaiserlichen Macht schwerlich widerstehen. So wurde auch Konstanz von den Spaniern erstürmt und von Karl seinem Bruder Ferdinand von Österreich gegeben. Doch nicht ohne tapfere Gegenwehr war die stolze Reichsstadt unterlegen; und auf der Brücke, die über den Rhein in die Stadt führt, geschah ein Heldenstück, das bis auf die Gegenwart in der Erinnerung geblieben und von Lied und Sage gepriesen wird.

Als die Kartaunen und Feldschlangen Türme und Tore niedergeschossen hatten, stand vor dem zertrümmerten Bollwerk der Brücke noch ein wackerer Bürgerhauf, den Sturm der Fußknechte abzuwehren. Die Spanier hatten ihre langen Piken mit Weidenschanzen zu Stegen gebunden, die warfen sie über das abgestürzte Brückenjoch, stürmten mit Schild und Stoßdegen hinüber und warfen sich gleich wütenden Hunden auf die Bürger. Ein Fleischer von riesiger Gestalt und Kraft kämpfte an der Spitze der Konstanzer. Unter den Hieben seines Schlachtbeils fielen die ersten Stürmer wie Hämmel und Kälber, und der Sturm ward für Augenblicke gehemmt. Aber immer neue Stürmer drangen herüber, und unter dem Druck ihrer Übermacht wichen die Konstanzer gegen die Stadt zurück, so daß ihr Vorkämpfer bald allein stand im Gewühl. Wohl floß ihm das heiße Blut von den Armen und von der nackten Brust, doch wer in die Schlagweite seiner Waffe kam, stürzte, durch Helm oder Schild getroffen, zu den Toten. So mußte der Sturm sich brechen an dem einen Mann, bis etliche sich an ihm vorbei in seinen Rücken drängten. Und als er zu neuem Schlag weit ausholte, sprang ein Kühner empor und brach ihm den Arm mit der Waffe nieder, daß er wehrlos stand. Ein Zweiter hängte sich an seinen linken Arm, und schon stand vor ihm der dritte mit dem Strick, ihm den um Leib und Arme zu winden. Den traf er mit dem Knie unter den Brustharnisch, daß er auf den blutigen Bohlen ausglitt und wie ein Stein zu Boden schlug. Den beiden, die ihn hielten, griff er mit den Fäusten ins Wehrgehenk und schleppte sie, ob sie sich auch zappelnd wehrten, an den Brückenrand. Da straffte er seine Glieder zur letzten Kraft, und wie ein edler Hirsch, an dem die Hunde hangen, sprang er hinab in den Rhein, daß sie mit ihm in der Flut versinken mußten. Hatte auch sein Heldenmut die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vaterstadt nicht retten können, so hat er doch den Ruhm ihrer trotzigen Bürgerkraft für alle Zeit gerettet.

Der Züricher Breitopf

Als des Römischen Reiches und seines Herrn, des Kaisers, Ohnmacht die deutschen Städte zwang, untereinander Bündnisse zu schließen, die alten Freiheiten und ihren Handel zu schützen, geschah es, daß die gute Stadt Zürich dem mächtigen Straßburg einen Bund antrug. Da saßen die Herren vom Rat zusammen und waren sich bald darüber eins, daß ein solcher Bund nicht angetan wäre, Sicherheit und Wohlergehen beider Städte zu fördern, sintemal von Straßburg bis Zürich gar ein weiter Weg zu reiten oder mit dem Schiff zu fahren wäre. Und wenn eine der Städte feindlich überzogen werde, möchte es wohl geschehen, daß ein rascher Feind schon die Mauern berenne, bevor der Bote hüben oder drüben eingetroffen sei. Solchen Bescheid brachte der Ratschreiber wohlgefaßt zu Pergament, worauf sie ihn durch ihren eigenen Boten gen Zürich sandten.

Als der Straßburger Brief im Rat zu Zürich verlesen ward, war den wackeren Zürichern ein so kurzer, kalter Bescheid wenig nach dem Sinn; denn sie hatten ihr Denken gar sehr darauf gestellt, in den Fährnissen der Zeit an dem mächtigen Straßburg starken Beistand zu haben. Weshalb der Jüngste in ihrem Rat sich anheischig machte, denen von Straßburg handgreiflich vor Augen zu führen, wie flink die Züricher zu Werke kämen, wenn es gelte, geschworene Hilfe zu vollziehen. Also lief er aus dem Rat zu seinem Haus, rief Weib und Magd ans Werk und gebot ihnen, den allergrößten Kessel übers Feuer zu henken und einen steifen Hirsebrei darin recht glühheiß zu kochen. Dann rief er Knechten und Schiffern, sein schnellstes Ruderschiff auf der Limmat fahrbereit zu machen, und ging darauf zu seinen Gesellen, die frohe, starke Schweizerbursche waren, um sie, zum Wohl der väterlichen Stadt, zu einer raschen Fahrt nach Straßburg einzuladen.

Als er heimkam, brodelte der Brei im Kessel, daß der Henkel rasselte; seine Knechte mußten ihn an einem starken Tragbaum zum Ufer tragen, wo die Freunde schon bei den Riemen saßen, und nach einer Weile schoß das leichte Fahrzeug, von zwanzig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Paar starken Züricher Fäusten getrieben, unter den blühenden Uferhügeln den Strom hinab, dem Rheine zu. Nicht oft mag der alte Vater Rhein eine fröhlichere Fahrt gesehen haben; und es schien den Zürichern, als hülfen seine grünen Wogen, ihr Schiffslein durch rascheres Fließen hinabzutragen. Die lustigen Kehlen sangen, und die zwanzig Riemen schlugen im festen Takt vom Morgen über Mittag, da hatten sie das reiche Basel schon weit hinter sich gelassen; und bevor die Sonne sich auf den Kamm der Wasgauberge senkte, sahen sie vor sich Straßburgs stolze Türme blinken. Ein Neugieriger, der die Hand an den Kessel legte, zuckte sie jäh zurück, so heiß war noch des Breitopfs breite Wange. Also ruderten sie weiter in guter Zuversicht. Und als sie angesichts der Stadt vor einen weiten Wiesenplan kamen, sahen sie den belebt von einem Gewimmel fröhlicher Straßburger, über dem bunte Fahnen und Wimpel im Sommerwind wogten. Denn es war just der Tag, an dem die wehrhafte Bürgerschaft sich übte, mit Pfeil und Bolz nach der Scheibe zu schießen.

Kaum stieß ihr Kiel auf den Sand, da kam es ihnen von allen Seiten zugelaufen; und als sie die seltsame Fracht, durchs Wasser watend, ans Ufer trugen, prasselten die Fragen wie ein Platzregen auf sie nieder; und Straßburgs ehrenwerter Bürgermeister selber kam, mit dem Bogen in der Hand, zu fragen, was diese Schiffahrt bedeute. Da sprach der junge Züricher Ratsherr, der mit der Kappe in der Hand den Schweiß von der Stirn gewischt hatte und neben dem dampfenden Kessel stand: „Ihr Herren von Straßburg habt dem Rat zu Zürich einen kalten Brief geschickt, des Bundes wegen, den sie euch angetragen. Nun senden sie euch zur Antwort diesen Topf mit Hirsebrei, den sie am Morgen über einem guten Züricher Feuer für euch kochen ließen. Versucht, ob er euch mundet, und entscheidet dann, ob ein Bund mit Zürich für Straßburg eine kalte, weite Sache ist."

Im ersten Augenblick mögen die Straßburger recht verdutzte Gesichter gemacht haben; doch fanden sie sich bald beschämt, daß sie den wackeren Zürichern so vorschnell abgeschrieben hatten, und sahen auch, daß der Bund mit einer Bürgerschaft von so warmen Herzen und schnellen, starken Armen ihrer Stadt zum Vorteil dienen müßte. So gab es ein fröhlich Lachen und Scherzen um den Züricher Breitopf, bis der Bürgermeister befahl, ihn gleich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den Ratskeller zu tragen. Da wollten sie den Brei versuchen und bei einem Becher gutem rheinischen Wein dazu, den die Züricher wohl verdient hätten, die Frage nach dem Bund der beiden Städte noch einmal prüfen. So folgte dem langen Sommertag ein fröhlicher Abend im Straßburger Ratskeller und ward der Züricher Hirsebrei bis auf den letzten Rest aus dem Topf gelöffelt und mancher Becher Wein hinterher gegossen. Als die Züricher am andern Tag zu ihrem Schifflein gingen, um heimzufahren, hatten sie ihren Breitopf hinter sich lassen müssen; der sollte, als ein Denkzeichen ihrer raschen Fahrt, in Straßburg auf dem Rathaus bleiben und ist noch lange dort zu sehen gewesen. Wie denn auch der Bund, um den die Züricher angetragen hatten, mit Brief und Siegel beider Städte fest beschlossen und treulich gehalten worden ist, bis durch welsche Untreu Straßburg vom Deutschen Reich gerissen ward.

Der blinde Schütz

Einmal geschah es, daß in einer Fehde der Ritter von Sooneck den jungen Fürstenecker niederwarf, als er unbedacht durch einen Wald zu jagen ritt. Und weil der Junge dem Soonecker tief verhaßt und sein schlimmer Feind war, den er lange gefürchtet und auch weiter zu fürchten hatte, ließ er ihn durch seine Knechte blenden und in den Burgturm werfen. Da lag er Jahre durch in doppelter Dunkelheit und hatte aller Hoffnung sich verwegen.

Der Soonecker war ein harscher Mensch und wüster Zecher, und oft genug wurde oben in seinem Saale scharf getrunken, bis der edle Wein aus umgestürzten Humpen von den Tischen floß. So saß er einmal in der Sommernacht, als der Südwind lau und weich durch den Saal strich, in einer Runde vollgetrunkener Gesellen, die, wie er, vom Stegreif lebten und bei dem ritterlichen Adel so verrufen waren, daß ihnen anderswo kein Burgtor gastlich aufgeschlossen werden mochte. Desto lauter rühmten sie hier einer gegen den andern ihre ritterliche Kühnheit und Kunst im Reiten und Stechen, Hauen und Schirmen und sonderlich dieser oder jener seiner sichern Hand, die den Armbrustbolz in jedes Ziel zu senden wisse.

Ihr lautes Prahlen verdroß den Burgherrn, dem, wie so manches Mal, der viele Wein die Galle in das Blut getrieben hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hieb den Becher auf den Eichentisch, daß ihm der Wein ins Gesicht spritzte, und rief mit steifer Zunge: „Schnapphähne und Prahlhälse, wes wollt ihr euch rühmen? Der beste Schütz am ganzen Rhein, der liegt in meinem Turm und wartet auf den Jüngsten Tag."

Der Frevel an dem Fürstenecker wurde dem Soonecker von seinen Zechkumpanen auch nicht für ein Heldenwerk gerechnet; und da er hier so laut sich eines Werkes rühmte, von dem zu sprechen sonst er selber sich nicht traute, fiel plötzlich tiefes Schweigen in den lauten Kreis. Da sprang der Burgherr auf im Grimm, stolperte nach der Wand, wo unter anderen Waffen die schwere Armbrust hing, die er einst dem Fürstenecker von der Schulter gerissen hatte. Die hob er vom Pflocke, trug sie zum Tisch und rief: „Das ist ein Mordgewehr, das den Hirsch im Sprung und den Vogel im Flug nicht verfehlte und auch den stärksten Panzerreiter auf hundert Schritt vom Rosse warf. Der Arm, der sie spannte, ist noch nicht lahm; ich wette euch, er schießt auch heute noch den Bolz ins Ziel, wenn ihm ein Klang die Bahn anzeigte."

Die Aussicht, eine Wette zu gewinnen und zugleich ein seltsam Schaustück anzustaunen, rief die stummen Prahler wieder wach. Unterdes sie lauten Mundes ihre Wetten setzten, schickte der Burgherr ein paar Knechte in den Turm, die den blinden Ritter, frei von Ketten, doch in den Kleidern, die ihm an straffen Gliedern halb verfault hingen, in den Saal führten. Er taumelte nicht im Schein der Kerzen, aber aus den erloschenen Augensternen sah er, starren Mundes, in den Tumult der Zecher. Sie sagten ihm, daß sie auf seine Kunst gewettet hätten, und, wenn seine Hand nicht fehlte, mit einem Becher guten Weines ihn letzen wollten. Seine Hand zitterte nicht, als er die Armbrust ergriff und die Sehne prüfte; doch als er den Bolz in die Gleitbahn legte, schloß sich sein Mund so fest wie Eisen.

„Ich will dir das Ziel geben mit dem Klange meines Bechers", sagte der Soonecker. Die Gäste wichen an die Wände, dem Schützen freie Bahn zu machen. Der Burgherr stand am andern End des weiten Saals, er klinkte den Becher an die Wand und rief: „So schieß!" Das Wort dröhnte noch zurück, da ward drüben die Waffe gehoben und die Sehne schwirrte wie ein Vogelzirpen, doch kein Becher klirrte vom Schlag des Bolzen: der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Soonecker brach in die Knie und polterte über einen Schemel rücklings auf die Fließen. Sie glaubten noch, er sei vom Wein gefallen, und wollten ihn aufheben; da sahen sie, daß Blut von seinem Haupte floß und eine Bolzenfeder zwischen seinen Zähnen klemmte, so tief war ihm der Schuß ins Hirn gedrungen.

Sie hatten keine Fehde mit dem Fürstenecker, und keine Hand ward gegen ihn erhoben; sie fühlten wohl, daß hier ein Richter seinen Spruch getan hatte, vor dem jeder Frevel seine Sühne findet. Darum trieben sie die Knechte zurück, als die an den Fürstenecker wollten, und führten den Blinden in der Nacht noch heim auf seine Burg.

Die Andernacher Bäckerjungen

Andernach und Linz am Rhein hatten vor langen Zeiten Streit und Krieg um den Rheinzoll, so daß in beiden Städten die Tore früh geschlossen und erst spät am Morgen wieder geöffnet wurden. Doch machten die Andernacher sich des Streites wegen keine großen Sorgen, vertrauten auf ihre starken Türme und Mauern und ließen sich in ihrem guten Schlaf nicht stören. Die Linzer waren nicht so ruhigen Gemüts; und als einmal in späten Sommertagen die Nebel dick auf dem Rhein lagen, sammelten sie Mannschaft, trugen Leitern, Stangen und anderes Sturmgezeug in die Schiffe und fuhren noch in der Nacht hinauf, um den Andernachern mit Spieß und Kolben guten Morgen zu wünschen.

Zwei Bäckerjungen, die den Andernachern am frühen Morgen die warmen Wecken zugetragen hatten, trafen sich am Rheintor, und weil es ihnen noch zu früh schien, wieder in die Backstube zu gehen, den trockenen Teig aus der Mulde zu schaben und von den verschlafenen Gesellen ihre täglichen Püffe zu bekommen, stiegen sie die Stiege zur Torzinne hinauf, als wenn sie ausschauen müßten, ob die Bauern mit ihren Obstkähnen noch nicht gekommen wären, und dann den Torschließer weckten, von dem sie wußten, daß er noch tief im Schlafe war. Da sie nun nach dem Rhein hinausschauten, über dem der Nebel wie ein grauer Wollsack lag, hörten sie Ruder klatschen und Ketten rasseln und bald schwere Tritte, die über die Planke polterten und auf den Steinen wie Eisen klirrten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach kurzer Weile kam es in Haufen der Mauer zugestapft, aber die Kommenden trugen keine Obstkörbe, sondern blanke Eisenhüte, Schild am Hals und in den Händen Waffen, Stangen und Sturmleitern. Die beiden Späher hätten keine Andernacher Bäckerjungen sein müssen, um zu raten, wer da unten kam und was es gelte. Sie wollten hinab und sich an die Sturmglocke hängen, und als sie nach der Stiege sprangen, fiel dem einen die Reihe der Bienenkörbe ins Auge, die des Torschließers waren und statt wehrhafter Bürgerschilde von der Zinne drohten. Er griff den ersten in die Arme, der andere den zweiten, trugen sie übers Tor und warfen die wuchtigen Geschosse in die dicken Haufen der Stürmenden, die eben mit Axt und Eisen ihr Werk beginnen wollten. Die Körbe polterten auf Helme und Schultern, und die Überraschten fuhren mit keinem geringen Schreck zurück. Indes waren die Buben schon von der Mauer und durch die Gassen in die Stadt gerannt, wo ihr Mordsgeschrei die Bürger aus den warmen Betten gleich in die kalten Harnische rief und von den Türmen bald alle Glocken und Glöcklein brummten und wimmerten.

Derweil nun die Gewaffneten aus den Häusern stolperten und jeder nach Turm und Wehrgang auf seinen zugewiesenen Posten lief, die Pfeil- und Steinkästen auf den Zinnen aufgerissen und die Feuer unter den Pechpfannen angeblasen wurden, hatten die Linzer vor dem Rheintor eine seltsame Schlacht verloren. Kaum als sie erkannten, daß ihnen kein merklicher Schade geschehen war, und sie eben daran gingen, das Tor aufzuhauen und die Leitern anzusetzen, da wurden sie von einem Feinde angefallen, gegen den es keine Wehr gab. Aus den geborstenen Körben summte und brummte es in Schwärmen auf, und mit einer Wut, die nur zu begreiflich ist, fielen die kleinen Soldaten über die Linzer her und senkten ihre giftigen Spießlein in die ungeschützten Wangen, Lippen, Nasen und Ohren und durch jeden Spalt, den sie zwischen Schienen und Ringen finden mochten. Da war keiner, der es nicht mit Dutzenden zu tun hatte; und wer mit der gepanzerten Hand das Gesicht kaum reingefegt hatte, durfte nicht daran denken, Axt oder Kolben zu ergreifen, sondern fand sich gleich mit neuer Wut angefallen. Als von den Zinnen und Türmen die Armbrüste ihr Klingen und die Steine ihr höllisches Pfeifen anhuben, hatten die Linzer das Treffen aufgegeben. Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stürzten dem Rheine zu, und mancher sprang geradeswegs in die kühle Flut und duckte für einen Augenblick unter, damit er der kleinen Quäler ledig werde. Bald waren die Planken eingezogen, die Ketten gelöst, und die Linzer Fahrzeuge tauchten im Nebel unter wie ein unheimlicher Spuk, der den guten Andernachern ihren Morgenschlaf verdorben hatte.

Die wackeren Bäckerburschen mögen sich über die Dankbarkeit der geretteten Vaterstadt nicht haben beklagen dürfen; wenigstens hat man erfahren, daß der Rat sie in Stein zu meißeln befohlen und solches Bildnis über dem Rheintorbogen in die Mauer hat fügen lassen; da stehen sie, wenn auch von der scharfen Rheinluft angenagt, bis auf diesen Tag.

Der Schild von Nürburg

Ulrich, Graf von Nürburg, ein wackerer Degen in Streit und Krieg, doch seinen Lehnsleuten und Dienern ein freundlicher Hausvater und Gebieter, hatte weder Weib noch Erben, sondern nur einen jüngern Bruder Konrad, der war ein Domherr am Stift zu Köln. Und als Graf Ulrich zu sterben kam, sandte er an seinen Bruder Botschaft, es sei an der Zeit, das Erbe anzutreten; denn die Brüder waren gar verschiedenen Sinnes und hatten wenig Umgang miteinander gehabt.

Als der Domherr an das Lager des Bruders trat, sah er wohl, daß es mit ihm nicht weit vom Tode war; und so sprach er, eingedenk seines Priesteramtes, dem Bruder zu, daß er seiner Seele gedenke, seine Sünde bereue und büße, was er noch zu büßen habe, auf daß ihm Gott ein gnädiger Richter sei. „Ja, Bruder", antwortete da Ulrich, „ich traue auf Gottes Gnade; denn nimmer habe ich das Recht gekränkt und war milde gegen Arme und Schwache und gegen alle, die in meinen Dienst gegeben waren. Sieh doch in ihre Augen und lies darin, wie sehr sie trauern, daß sie ihren Herrn verlieren sollen." „Du sprichst vermessen, Ulrich", sprach der Domherr, „denn jeder Mensch soll seinen letzten Richter fürchten. Sogar wir Priester, die wir doch in seinem Dienste leben, fürchten ihn. Wieviel mehr mußt du seinen Zorn fürchten, denn du liebtest die Freuden dieses Lebens und warst ein Kriegsmann: deine Hände haben Blut vergossen." „Und doch hoffe ich auf Gottes Huld", sagte der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sterbende mit stillem Lächeln, „mein Herz ist rein von jeder Schuld, makellos wie der Schild von Nürburg, den ich ein langes Leben durch getragen habe." Und als Konrad über seinen Worten seufzte, fuhr er fort: „So will ich dir nach meinem Tode kund machen, wie es um mich geschah in der andern Welt. Häng den Schild hier an den starken Pflock, der über meinem Lager im Pfosten steckt. Und wenn er in drei Tagen dann zu Boden fiel, magst du wissen, daß mir Gott gnädig war."

Nach Ulrichs Tode hängten sie den Schild von Nürburg auf, wie er das gewünscht hatte, und der Domherr hielt die Leichenwacht mit den weinenden Burgleuten. Als der dritte Tag heraufkam und der erste Sonnenstrahl in die Kammer fiel, traf er auf das Wappenbild im Schilde, das leuchtete auf wie rotes Gold. Und als ob der Schild von diesem Strahl erschüttert wäre, schwang er an dem Pflock und fiel zu Boden, daß ein Ton durchs Gemach klang wie von einer hellen Glocke. So ward ihnen kund und gewiß, daß der tote Graf in Gottes Gnade heimgegangen war. Des waren sie von Herzen froh und huldeten seinem Bruder, dem Domherrn, als Erben und Herrn von Burg und Land.

Der Todessprung zu Altenahr

Wo im Tal der Ahr die Felsen steil und düster ragen und der Fluß im engen Bett sich in Schaum und Strudeln windet, liegt Altenahr, die alte Grafenburg und Trutzveste eines Geschlechtes kühner Streiter. Der letzte freie Graf, der mit seiner starken Brut oben wie ein Adler auf der Klippe horstete, hatte lange jeden Weg durchs Tal versperrt und den Kaufleuten scharfe Zölle abgepreßt, bis die Fürsten und Städte am Rhein, da er jeder Warnung taube Ohren bot, einen starken Haufen von Rittern und Knechten mit allem Sturmgezeug gen Altenahr schickten, das Raubnest auszunehmen und die Räuber baumeln zu lassen.

Als unten im Tal die Fähnlein vor den weißen Zelten flatterten und die Knechte anfingen, Holz zu schlagen und Hürden zu flechten, hinter denen die Schützen ihren Stand nehmen sollten, wußte der Alte, daß es kein Erbarmen für sie gäbe, auch wenn sie ihm keinen Trompeter und Herold vors Tor geschickt hätten, der ihm Spruch und Urteil ansagte. So war er mit den Seinen zur Wehr entschlossen bis auf den letzten Hauch; und als

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Armbrüste und Steinbliden von unten her ihr scharfes Spiel begannen, stand er mit Söhnen und Knechten auf der Wacht, ihre Stürme abzuschlagen. Nach wenig Tagen, als die Sturmhaufen mit Mühen bis vor das Tor gekommen und, Schild überm Kopf, die Leitern aufzurichten trachteten, taten sich über ihnen an Türmen und Wehrgängen alle Bodenpforten auf, und ein feuriger Regen von heißem Öl und Pech, ein Höllenschauer scharfkantiger Steine schlug alles nieder, was an der Mauer Fuß gefaßt hatte, daß viele gleich lahmen Vögeln von den schmalen Kanten und Vorsprüngen des Felsens in die Tiefe stürzten, wo sie tot oder an allem Leib zerquetscht, verbrüht und zerschlagen liegen blieben.

Drum gaben sie das Stürmen auf und hielten Fels und Burg so dicht mit Wachen eingeschlossen, daß Tag und Nacht kein Wiesel, geschweige denn ein Mensch ungesehen hin oder her gekonnt hätte. Wochen und Monde lang hielten sie so die Wacht und harrten, daß die Brücke sinken, ein Tor sich öffnen und dann der Bote mit dem grünen Friedezweig sich zeigen werde. Doch harrten sie vergeblich und hatten sich der letzten Hoffnung, den harten Fels und die noch härtern Köpfe der Belagerten zu zwingen, schon fast begeben, als sie an einem Spätherbstmorgen über sich vom Walle rufen und einen Streithengst wiehern hörten. Als sie aber, vom Hornruf ihrer Wachen aufgeschreckt, vor die Zelte liefen, sahen sie oben auf dem breiten Burgwall den alten Grafen erzgewappnet, Schild am Hals, die Gleene in der Faust, die Burg umreiten. Sein weißer Bart flatterte aus dem Halsberg, und mit dröhnender Stimme sang er sein Trutzlied in den Morgen. Da stockte jeder Atem, und fast hörte jedes Herz zu schlagen auf; denn nun stieß er seinem Gaul die Sporen in die Lenden, daß er in wilden Sprüngen gegen die Tiefe sprengte, wo der Hang am steilsten war, wie ein Springer über der Hürde einen Augenblick vor dem grauen Himmel schwebte und, sich überschlagend, den breiten Schweif wie ein Helmbusch flatternd oben, in den Abgrund stürzte.

Sie wußten alle, was die kühne Tat bedeute: daß der Graf, als Letzter seiner Sippe, von Burg und Leben frei geschieden war. Also liefen sie truppweis den Burgweg hinan, den sie bisher weislich gemieden hatten, hieben mit Hämmern und Helmäxten die Brücke aus den Ringen, brachen Tor und Gatter auf und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

drangen in den Burghof. Da war es totenstill, sie fanden weder Huhn noch Hund, doch in dem Gärtlein bei der Kapelle Grab an Grab, mit kleinen, rohgezimmerten Kreuzen, und auf dem letzten einen frischen Strauß von Herbstblumen, den der alte Trotzkopf seinem Eheweib zum Abschiedsgruß gebrochen hatte.

Das Mäuslein

In den langen Kämpfen der Erzbischöfe von Köln mit den Bürgern um das Stadtregiment, warfen die Erzbischöflichen einmal einen Bürgerhaufen nieder, wobei elf edle Kölner Ritter gefangen wurden. Da freute der Erzbischof sich wohl, daß ihm das Kriegsglück edelstes Kölner Blut in die Hand gegeben hatte; und als der Rat von Köln ihm ein fürstlich Lösegeld ließ bieten, wenn er die Gefangenen freigebe, tat er die Antwort, sie könnten ihre Leute billig und ohne Geldesopfer haben, wenn sie nur dem geistlichen Regiment sich fügen wollten.

Die Kölner hatten damals harte Köpfe und hätten wohl, um ihre junge Reichsfreiheit zu behaupten, den letzten Tropfen Bluts geopfert, weshalb dem Erzbischof auf seinen vorgehabten Handel keine Antwort wurde. Da ließ er die Gefangenen auf seiner Burg Ahre, die inmitten des engen Tals auf schroffem Felsen liegt, im stärksten Turme also wohl verwahren, daß kein Strahl des Lichts in ihre Augen und auch kein andrer Trost in ihre Herzen fiel. So lagen sie lange Monde, durch Sommer und Winter in schwerer Haft, daß ihre Herzen mutlos wurden und sie am Leben ganz verzweifelten. Nur einer, Rüttger Overstolz, stand fest im Hoffen auf die Hilfe Gottes, der ritterliches Blut, das wider alles Adelsrecht in Kerkerhaft gehalten wurde, nicht verderben lassen könne.

Die Monde wurden lang in der Finsternis, in der sie Nacht vom Tag kaum scheiden konnten, so daß sie ihre Freude an einem Mäuslein hatten, das mit blitzenden Augen oft behende durch das Dunkel huschte und nach den Brotbröckchen schnupperte, die von ihrem kargen Anteil auf die Steine fielen. Bald war es ihnen so vertraut, daß es, auf ein Schnalzen oder Pfeifen, nach einer ausgestreckten Hand sprang und seine Krümchen daraus fraß. Doch eines Tages blieb es aus, worauf sie traurig zwischen den Steinen nach seinem Schlupfloch suchten, da sie glaubten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Mauerbrocken habe ihm den Weg verschlossen. Sie fanden auch ein Löchlein in dem grobgefügten Mauerwerk, und der Overstolz warf sich davor nieder und bohrte mit den Fingern so tief hinein, bis er auf ein Scharfes stieß, das leis zu klirren schien. Und ob ihm auch die Nägel bluteten, ließ er nicht nach, bis daß er's fassen und mühsam aus dem Spalte ziehen konnte. Da hielt er eine scharfe Feile und etliche Sägen, fein wie Uhrfedern, in der Hand.

Sie mochten sich des Jubelns nicht enthalten, als sie ein Mittel, ihre Fesseln und Gefangenschaft zu brechen, vor Augen sahen, und fielen alle auf die Knie, um Gott zu danken. Dann begannen sie, die Ringe zu zerschneiden, die ihre Hände und Schenkel fesselten, so daß es nur noch des Druckes einer Mannesfaust bedurfte, um sie gänzlich zu brechen. Und auf den Schultern zweier stand der eine nach dem andern stundenlang und feilte durch die Stäbe, die das enge Luftloch unter dem Turmgewölb verschlossen, wo sie, nach langer Finsternis, erst wieder einen Blick nach Gottes Himmel hatten.

Um Mitternacht, da alles in der Burg im Schlafe lag, begannen sie die mühevolle Flucht. Sie zerschnitten ihre Lagerdecken und machten daraus Bundschuhe, damit sie ihre weichen Füße auf den scharfen Gesteinen nicht verletzten, knüpften Stricke aus Bett- und Leibgewand und stiegen, einer über den andern, hinauf und schloffen durch den engen Schacht ins Freie. An den Stricken, die sie an einen Gitterstab gebunden hatten, kam einer nach dem andern bis auf das Dach der Burgkapelle; dann mußte noch der zehnte den elften an die Luke ziehen, bis sie, nach Stunden harter Arbeit, über das Dach der Kapelle und einen Lindenbaum, der ihrer Mauer nahe stand, auf den steilen Berg gelangten, der die Burg trägt. Es war Winterszeit und die Schieferschroffe in das Tal scharf vereist, so währte es noch lange, bis sie unten und nach einem kurzen Weg durchs Tal im Walde ihrer Freiheit sicher waren.

Sie wanderten bis zum Morgengrauen, dann trennten sie sich, weil ihr Haufen zu groß war: die einen gingen im Tal fürbaß bis Sinzig, von wo der Rhein sie in die Heimat führte, und die anderen stiegen durch den Wald hinauf nach der Burg Tomberg, wo sie Freunde wußten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kölner Holzfahrt

Als Köln noch unter dem Römischen Kaiser stand, geschah es, daß dieser den Bürgern abhold wurde und mit Heereskraft vor ihre Mauern zog, um die Stadt zu brechen und gänzlich zu vertilgen. Die Bürger wehrten sich mannhaft mit Werfen und Schießen und schlugen die kaiserlichen Haufen ab, sooft sie Türme und Mauern berannten. Das war ihnen aber nicht genug: sie wollten die Kaiserlichen gänzlich von der Stadt treiben oder ihnen doch solchen Schaden tun, daß sie die Belagerung aufgäben und Friede machten. Dies gelang ihnen durch eine List, die der Hauptmann Marsilius, ein edler Bürger, geraten hatte.

Er wählte aus den Frauen und Jungfrauen in der Stadt die stärksten und herzhaftesten; die mußten sich, gleich Männern, zum Streit wappnen, ihr langes Haar unter starken Helmen verbergen, Äxte und Spieße tragen und zu Seiten eines Zugs von Wagen und Karren aus dem Tor ziehen, das gegen den Wald lag, als wollten sie dort Bäume fällen und in die Stadt führen. Unterdes hielt Marsilius die besten Krieger gerüstet und stand mit ihnen bereit, aus einem andern Tor über die Kaiserlichen zu fallen, wenn sie jene angreifen sollten.

Der Streit verlief nicht anders, als Marsilius erwartet hatte. Kaum war der Wagenzug der Frauen aus dem Tor und die Kaiserlichen seiner gewahr, da stürmten sie aus den Zelten und ließen die anderen Tore unbehütet; denn sie dachten hier einen guten Fang zu tun. Und da sie ihre Reihen weit ausdehnten, um den Zug ganz einzuschließen, öffneten sich hinter ihnen die Tore, und die Kölner Ritter und Knechte brachen unter ihrem Hauptmann Marsilius hervor. Da geschah ein scharfer Streit, in dem des Kaisers Krieger im Rücken angepackt und viele erschlagen wurden, eh sie recht wußten, wo die wahren Feinde standen. Und so wohl gelang den Bürgern diese List, daß sie den Kaiser selber fingen und in die Stadt brachten; da legten sie ihn in den stärksten Turm.

Des andern Tages führten sie ihn hinaus und richteten über ihn, daß ihm auf offenem Markt das Haupt sollte abgeschlagen werden. Als das Tuch schon ausgebreitet war, darauf er niederknien sollte, um seinen Hals unter das Schwert zu beugen, bat er für sein Leben und gelobte den Herren vom Rat, er wolle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen alle Gewalt und Freiheit beschwören, die sie von ihm fordern würden, so daß ihnen sein Leben nützer sein solle als sein Tod. Das war den Bürgern recht, und sie schrieben alle Freiheiten, nach denen sie verlangt und für die sie so mannhaft gestritten hatten, in einen Brief; und der Kaiser hängte sein Siegel daran und schwur darauf, daß er sie ehrlich halten wolle. So ward der Friede gefestet und der Kaiser ledig gelassen.

Als der tapfere Marsilius gestorben war, bestatteten die Bürger seinen Leib mit großen Ehren in die Stadtmauer; da stand sein Denkmal lange Zeit an der Straße, die jetzt Marsilstein heißt. Jetzt ist es nicht mehr da, aber des tapfern Hauptmanns Bild ist, in Stein gehauen, am Gürzenich zu sehen; und die Erinnerung an seinen Sieg feierten die Kölner am Donnerstag nach Pfingsten als ein fröhliches Bürgerfest, den Holzfahrttag.

Die Schlacht auf dem Martinsfeld

In keiner deutschen Stadt ist bitterer und blutiger um das Regiment gestritten worden als im heiligen Köln; und mehr als einmal wurden die weiten Felder und Gärten, die der mittelalterliche Mauerring umschloß, zum Schlachtfeld eiserner Reiterscharen. Als noch die letzten Schatten der bischöflichen Herrschaft über der Stadt lagen und die langumkämpfte Reichsfreiheit noch nicht verbrieft war, gerieten die adeligen Geschlechter, die Reichtum und Macht in Händen hatten, in arge Zwietracht, die nach dem Sinn jener Zeit nicht anders als mit der Waffe ausgetragen werden konnte.

Mannhafter als ein anderes der Kölner Geschlechter hatten die Overstolze für die Stadtfreiheit gestritten, so daß sie wohl glauben mochten, das köstliche neue Gut sei in ihren Händen besser aufgehoben als in jeden anderen und namentlich bei den Weisen, die zwar auch genug Freunde unter den Bürgern zählten, doch bei den meisten in Verdacht standen, sie hielten es mit dem rheinischen Fürstenadel und würden, wenn sie an die Herrschaft kämen, die Bischöflichen wieder in die Stadt lassen. Das war eine Gefahr, in der die Stadt nicht lange stehen durfte, weshalb die Overstolze einen heimlichen Anschlag vorbereiteten und in der Dreikönigswoche des Jahres 1268 ausführten. Nach einem heftigen Kampf, in dem Bürgerblut die Straßen rötete,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurden die Weisen gefangen und gerichtet; das Bürgerrecht wurde ihnen abgesprochen, ihre Häupter und Führer aus der Stadt verbannt und ihnen die Heimkehr bei Lebensstrafe verboten. Danach besetzten die siegreichen Overstolze alle Ämter der Stadt und des Rates mit ihren Verwandten und Freunden und mochten sich nun, hinter den starken Mauern und im Vertrauen der Bürgerschaft, ihrer Herrschaft sicher glauben.

Aber die Ausgetriebenen gaben sich so leicht nicht verloren. Sie waren nach Bonn gegangen, wo der Kurfürst seinen Hof hatte und alles sich zusammen fand, was der Kölner Freiheit und ihrer stärksten Stütze, den Overstolzen, nicht gewogen war. Herzog Walram von Limburg, die Grafen von Cleve und Falkenburg, dieser ein Bruder des vertriebenen Erzbischofs, versprachen ihnen Waffenhilfe, wenn es ihnen gelänge, ihre Freunde, die in Köln geblieben waren, dazu zu bringen, daß sie auf irgendeine Weise die Verschwörer in die Stadt ließen. Sie fanden auch bald einen verlässigen Boten, der Briefe in die Stadt trug an einen Freund der Weisen. Er hieß Habenit und war ein fahrender Handelsmann, der mit Kerzen durch die Dörfer zu handeln pflegte. Sein Haus lag in einem Mauerbogen an der Ulrepforte. Der kam nach Bonn und ließ sich mit vielem Geld erkaufen, den Weisen einen Weg zu öffnen, auf dem sie ungesehen in die Stadt gelangen möchten. Darauf ging er nach Köln zurück und begann sein Werk. Zur Nacht grub er von seinem Hause her einen Gang unter der Mauer durch und trug oder fuhr die ausgehobene Erde heimlich hinaus, wo er sie über die Gärten und Acker also verstreute, daß sein Werk nicht verraten wurde. Und des Tages ging er in die Häuser aller, von denen er wußte, daß sie's mit den Weisen hielten — denn er kannte sie alle wohl —, und mahnte sie, sich auf den rechten Tag bereitzuhalten.

Nach Wochen harter Arbeit war die Mauer untergraben und der Weg so breit, daß man wohl ein Roß dadurch führen mochte. Da zog Habenit mit seiner Kiepe aus der Stadt, als ob er über Land seine Kerzen feilbieten wolle — denn es ging gegen den Winter —, und kam nach Bonn, wo die Weisen und ihre Freunde, gerüstet und bereit, schon auf ihn warteten. Mit fünfhundert Schilden, Rittern und Knechten, ritten sie gen Köln und kamen unbeschrien an die Ulrepforte, vor der der Graf von Cleve mit seinem Haufen blieb, um die Hut zu halten. Die anderen saßen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von den Rossen und schloffen, einer um den andern, Mann und Roß unter der Mauer durch in Habenits Hof. In der Nähe gab es genug Scheunen und Freundeshöfe, darin sie sich bis zum Morgen verbergen konnten. Dann wollten sie mit Hörnerklang und Mordgeschrei die Gassen am Rhein, wo die Overstolze ihre Steinhäuser hatten, überrennen und ihre Feinde in den vier Wänden heimsuchen, bevor sie aus den Betten wären. Die Reiter des Limburgers standen schlagfertig in den Gärten unter der Stadtmauer.

Unterdes schlichen die Weisen zu den Häusern ihrer Freunde und riefen sie mit den Waffen nach der Ulrepforte. So kam auch einer zu Hermann Winkelbart, der hatte es wohl mit den Weisen gehalten, doch ein so treues Kölner Bürgerherz dazu, daß er nicht mitverschulden wollte, die Stadt wieder unter die Fürsten zu bringen. Darum ging er, als der Mahner fort war, in die Stadt und rief die Overstolze und alle ihre Freunde zu den Waffen. Und ehe der Morgen kam und das Mordgeschrei der Verräter ausbrach, ritten sie wohl gewappnet hinter dem kühnen Matthes Overstolz und seinem Fähnlein durch die Gassen.

Auf dem Martinsfelde kamen die Scharen aneinander. Denn ob die Limburger und Falkenburger nun auch sahen, daß sie das Kölner Raupennest so leicht nicht ausbrennen mochten, so waren sie doch mannliche Streiter und glaubten sich stark genug, ihren Groll an den Overstolzen zu kühlen, zumal sie einen Teil der Bürgerschaft auf ihrer Seite wußten. Das Kriegsglück schien ihnen günstig, denn im ersten Anritt ward Matthes Overstolz von einem Speer getroffen und fiel mit einer schweren Wunde vom Pferde. Doch sein Fall irrte die Bürger nicht, mannhaft zu streiten. Und indes der Streit gegen die Fürsten zum Gemenge ward, ritt Costin Crop den Kölnern entgegen, die auf Feindes Seite streiten wollten, und sprach zu ihnen: „Ihr glaubt doch nicht, daß Falkenstein und Limburg gekommen sind, die Freiheit nach Köln zu bringen! Für die Ketten, die ihr kaum zerrissen habt, brachten sie neue und stärkere. Auf, wer ein kölnisch Herz im Leibe hat! Mit uns gegen die Tyrannen!"

Da ging ein Murmeln und Schwanken durch den Haufen. Als Costin Crop das große Banner der Stadt vor ihren Augen schwenken ließ, brach ein ungestümes, brausendes „Alaaf Köllen!" über das Martinsfeld, und die ganze Schar ließ sich von dem kühnen Mann in den Rücken der Fürstenscharen führen. Da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begann der Streit von zwei Seiten: mit Morgensternen und Helmaxt wurden die Reiter angefallen. Der Graf von Falkenstein ward vom Pferd gerissen und erschlagen, seine Reiter zusammen gehauen. Nach großen Verlusten zogen die Limburger sich aus dem Gewühl, und Herzog Walram gelangte — ohne sein Roß und Banner — durch den Einschlupf vor die Mauer. Aber die ihm an der andern Seite aus dem Graben halfen, waren keine Clever — die hatten die Wacht schon geräumt —, sondern wackere Kölner, die draußen paßten, daß die eingefallenen Vögel nicht aus dem Netz kämen. So wurde Walram gefangen und in den Turm geführt. Die nicht entweichen konnten, wurden bis auf den letzten Mann erschlagen, darunter die drei vornehmsten Führer der Weisen. Die zornigen Bürger schleiften ihre Leichen mit wildem Heulen durch die Stadt, bis der Rat sie ihnen entreißen und durch den Henker aufs Rad legen ließ. Walram von Limburg blieb in Haft und aß Kölner Brot, bis das große Lösegeld, das für ihn gefordert wurde, bezahlt war.

Am Sachsenring zu Köln steht noch ein Stück der alten Stadtmauer, unter der am 15. Oktober 1268 die Feinde in das heilige Köln eindrangen, und ein gehauenes Steinbild, das in die Mauer eingefügt ist, erinnert an den blutigen Streit, der da erging.

Bürgermeister Hermann Grjin

Am Rathaus zu Köln ist an der Eingangshalle ein Bild in den Stein gemetzt, das zeigt einen Mann im Kampf mit einem Löwen. Davon erzählt die Sage folgendermaßen:

In blutigen Kämpfen hatte die Kölner Bürgerschaft sich von dem weltlichen Regiment der Erzbischöfe losgerungen, und der Kaiser hatte ihre Freiheit mit Brief und Siegel bestätigt, daß Köln eine freie Reichsstadt sei, die nur dem Reich Zins und Treue schulde. Mit trotzigem Mut schirmten die Bürger dieses köstliche Gut und trieben einen Erzbischof, der es angetastet hatte, aus der Stadt, wollten fortan auch nicht dulden, daß seine Nachfolger in Köln Hof hielten.

Daß sie in der Stadt nicht mehr befehlen konnten und, nicht anders als jeder Bürger, dem Rat und Bürgermeister gehorsamen mußten, das kränkte die stolzen Herren vom Domstift tief im Herzen. Mit Gewalt war daran nichts zu ändern; denn die Bürger-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meister waren kühne Männer und hielten das Volk so scharf und wacker, daß es stündlich bereit stand, den Versuch mit Schwert und Axt niederzuschlagen. So wußten denn die Domherrn bald, daß sie die Kölner Freiheit nicht anders umbringen könnten, als indem sie dem Volke seine Führer nähmen. Ihrer zwei versuchten es darum, den Bürgermeister Hermann Grijn durch eine List zu Tod zu bringen. Sie hatten sich, wie's schien, in Gehorsam und guter Freundschaft der neuen Herrschaft anbequemt und luden den Bürgermeister zu Gaste in den Domhof. Als sie nun im Vorsaal eine Weile mit ihm plauderten, als ob sie der Diener warteten, die zum Essen führen sollten, sagten sie, wie von ohngefähr, daß sie draußen im Hof ein seltenes Tier gefangen hielten, nämlich einen starken Löwen, und ob wohl einer wäre, der Muts genug habe, zu ihm in den Zwinger zu treten. Herr Grijn war seiner tollen Kühnheit wegen weit bekannt und tat auch hier sogleich die Frage, ob ihm die Herren das Abenteuer verstatten wollten. Sie schürzten zwar mit bedenklichen Mienen die Schultern und sagten, daß er's auf eigene Gefahr tun müsse, führten ihn dann doch in den Hof und hießen einen Knecht das Schloß aufsperren. Dann hob der Bürgermeister mit einer Hand das schwere Gatter hoch, als wäre es nur ein Hafersieb, und trat in den Käfig. Sie brauchten nur an einem Strick zu ziehn, der dazu hing, da fiel es hinter ihm mit hartem Klirren herab.

Der Löwe witterte gleich den Fraß, den sie ihm da hereingeschickt, nachdem sie ihn durch Tage hatten hungern lassen. Er ballte sich knurrend in seiner Ecke und sprang mit einem Satz den Menschen an wie sonst ein Wild. Die Herren draußen schrien in geheucheltem Entsetzen nach Knechten und Stangen, das Raubtier von seiner Beute zu stoßen. Hermann Grijn hatte in einem Augenblick mit der Gefahr auch ihre Falschheit erkannt. Er zerrte mit der Linken den Mantel von den Schultern, den stieß er mit geballter Faust dem Untier in das offene Maul, indes seine Rechte das kurze Bürgerschwert von der Hüfte riß und es dem Löwen in die Brust trieb, daß er, noch halb im Sprunge, seine Pranken streckte und auf dem Sand verröchelte.

Die kühne Tat geschah so schnell, daß die Domherren kaum begriffen hatten, wie eigne Falschheit nun die Schlinge um ihren Hals legte, als der Bürgermeister, das Schwert in der vom Grimm gesträngten Faust, schon aus dem Zwinger trat. Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

duckten vor dem Zornblick seiner Augen wie Hunde vor der Peitsche; er sprach kein Wort, schritt vor das Tor und rief mit einer Stimme, die jedem Kölner Schwertbürger aus heißem Kampfgewühl vertraut war, den Mordruf in die stillen Straßen. Nach wenigen Augenblicken stapften vom Rathaus her Gewappnete über die Gassen, und mit einem Haufen Knechte kam in seinem roten Kleid und einem Ring von frischen Hanfstricken um die Schulter der Büttel angerannt. Der Bürgermeister winkte hinter sich und sprach nur kurz: „Henkt die zween Schelme da ins Domhoftor!" Sie fragten nicht, ob das ein spruchgerechtes Urteil sei. Als aus allen Gassen die Bürger gegen den Domhof drängten, baumelten die Verräter schon am Strick, und die Stockknechte hatten Mühe genug, die Zornigen zurückzutreiben; sie hätten sonst das Stift gestürmt und auch dem letzten Domherrn seinen Hals zerbrochen.

Der Schmied von Aachen

Die Grafen von Jülich hatten lange Zeit heftige Zwietracht mit den Bürgern der freien Stadt zu Aachen, die ihrem unersättlichen Streben nach Macht und Herrschaft stark im Wege standen. Da nun zu der Zeit König Rudolf von Habsburg mit dem Reichsheer in Böhmen gegen Ottokar im Felde lag und die Stadt des königlichen Schutzes entbehrte, hielt Graf Wilhelm von Jülich, der siebente seines Namens, die Stunde für günstig, an den Aachenern seinen alten Grimm zu kühlen und die Stadt in seine Hand zu bringen. In aller Heimlichkeit versammelte er Ritter und Knechte und stand an einem frühen Nebelmorgen mit mehr als fünfhundert Lanzen vor den Mauern.

Der Wächter auf dem Turm hatte das Nothorn kaum geblasen, da drangen die eisernen Haufen zu den Toren ein, und als die Sturmglocken die Bürger zu den Waffen riefen, stürmten die Reisigen des Jülichers mit lautem Kriegsruf die Straßen zum Markt und Rathaus hinauf. Die Aachener verzagten nicht in der großen Not. Da sie dem gewaltigen Sturmhaufen mit der Waffe keinen Einhalt tun mochten, stiegen sie auf die Hausdächer und stürzten Ziegel und Gebälk in die engen Straßen, daß dem Ansturm Einhalt geschähe. Graf Wilhelm, der zwischen seinen zwei Söhnen den Jülichern vorkämpfte, fand, als er eben den Markt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu gewinnen hoffte, die letzte Gasse mit Dachgestühl und Balken so wohl versperrt, daß sie von den Gäulen mußten, um sich den Weg zu bahnen. Doch eh ihnen das gelang, riefen ihm etliche Ritter und Knechte, daß auch hinter ihnen Ziegel und Balken in die Gasse stürzten und von der Seite die Zünfte gewaffnet und geschlossen in den Kampf drängten. Sie standen in Gefahr, vom Heimzug abgeschnitten und zwischen Trümmern und engen Mauern wehrlos unter den Pfeilschüssen und Steinwürfen der Bürger zu fallen. Darum hieß Graf Wilhelm den Rückzug blasen und rannte selber, seine Söhne hinterdrein, in dem schweren Sturmzeug, Helm und Harnisch, die Gasse hinab, dem Tore zu. Dem Herrn folgten die Reisigen, so viele ihrer den Ruf vernommen und sich aus dem Gemenge mit den Bürgern, die jetzt von allen Seiten mit Spieß und Barte einbrachen, noch freimachen konnten. Unter gellendem Geschrei, Pfeifen, Hohnlachen, Hörnertosen und dem Gekrach stürzender Dächer und Mauern wälzte die Flucht sich gegen das Jakobstor.

Als der Graf, der vom Springen und Straucheln schier atemlos geworden und doch mit seinen Söhnen dem Haufen etwas vorauf gekommen war, des Auswegs sich schon sicher glauben mochte und an keinen lebendigen Widerstand mehr dachte, stürmte aus der Schmiede neben dem Kloster ein riesiger Mann im Schurzfell, rußigen Armen und wildflammenden Augen hervor. Der stand auf breitgespreizten Beinen vor dem Grafen, und ehe dieser den Arm mit der Wehre rühren mochte, empfing er die schwere Wucht des Fürhammers auf die Brustplatte des Harnischs, daß er wie ein geschlagner Stier zusammenkrachte. Die Söhne, die des Vaters Fall für einen Augenblick von Sinnen brachte, schlug der gleiche Hammer nieder, und über den Gefallenen brüllte das Hohn- und Jubelschreien, das Hetz und Hussa aus Türen, Fenstern und Gassen als eine wüste Flut zusammen. Verzweifelt wehrten sich die Jülicher Ritter und Knechte gegen den Ansturm des Bürgergrimms; doch keiner, der binnen der Tore war, ist mit dem Leben davongekommen. Um Mittag war der Streit ergangen, und sie trugen die Leichen vor das Rathaus. Da lag, neben dem wilden Grafen und seinen starken Söhnen, die Blüte der Jülicher Ritterschaft: eine stille Gemeinde, die vor wenigen Stunden noch unter rauschenden Bannern und bunten Helmfedern so stolz durchs Land geritten war. Mit dreihundertfünfzig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Toten, Herren und Knechten, hatte Jülich den Frevel des Überfalls gebüßt.

Den Namen des wackern Zuschlägers, der den grimmherzigen Grafen und seine Söhne niederstreckte, hat die Geschichte nicht bewahrt; aber das Volk weitum preist heute noch den Ruhm des Schmieds von Aachen, und eine Redeweise geht überall im Lande, mit der das Volk den Lauf jedes Übermuts begleitet: Hä es nauch net lans Schmeds Backes!

Nit von Birgel

Karl der Fünfte, der neben des Römischen Reiches Krone auch die von Spanien trug, fand dort einen Ritter, der war so kühn und stark in Waffen, daß keiner ihm standhalten mochte. Der schien dem grämlichen Kaiser, der just mit einem rechten Ärger über den Waffenstolz der deutschen Ritterschaft nach Spanien gekommen war, gerade recht, den Hochmut der Teutonen auf spanisch in den Staub zu reiten. Und als der starke Mann bei einem Turnier, das in des Königs Ehr geritten ward, alle anderen aus dem Sattel gestochen hatte, sagte ihm der König, als er ihm mit eigner Hand den goldenen Kranz des Siegers um den Helm legte, er wolle ihn, wenn er nach Deutschland reite und dort den Kranz gegen alle Ritterschaft behaupte, zu einem Herrn und Landesfürsten in seinem Reiche machen.

Dem Spanier war sein Stolz wohl hoch genug gewachsen, daß er des Kaisers Ladung nicht vergaß, sondern mit Rossen und Knappen, den goldnen Kranz an seinem Helm, nach Deutschland an den Rhein geritten kam, wo er im heiligen Köln Herberge nahm. Da hängt' er seinen Wappenschild mit dem Kranz darunter, gleich einem Weinkranz, aus dem Fenster und ließ Trompeter und Herolde durch die Gassen reiten, der rheinischen Ritterschaft anzusagen, daß er mit männiglich, den es gelüste, um Kaiser Karls Kränzlein stechen wolle.

Die Kunde ward am ganzen Rheine umgesagt und kam nach wenig Tagen auch ins Jülicher Land. Da war zu der Zeit Herr Nit von Birgel des Herzogs Erbmarschall. Der ritt zur gleichen Stund auf seinem schnellsten Roß gen Köln und fragte nach dem Spanier. Und als er vor die Herberge kam, schlug er mit dem Speer kecklich an den Schild, der klang gar laut; da kam

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Spanier gleich in das Fenster und sagte laut und zornig aus rechtem Hochmut: „Wer wagt's, an meinen Schild zu schlagen? Weißt du Tollkühner nicht, daß mit mir kämpfen heißt, das letzte Stündlein rufen?" „Das magst du heut noch glauben", sprach Nit von Birgel und lächelte dem Prahlhans ins Gesicht. „Doch siehst du erst mal, wie hier am Rhein die Gäule springen, verlernst du wohl dein Prahlen."

Da riefen sie den Herold und bestimmten Ort und Tag zu ihrem Stechen. Auf einer weiten Heide, recht in der Mitte zwischen Jülich und Aachen, wollten sie sich treffen. Nit von Birgel säumte in Köln nicht lange und ritt heim, die Jülicher Ritterschaft zu seinem Ehrentag zu laden. Und auch der Spanier schickte seine Trompeter und Herolde in Burgen und Städte, das Kampfspiel auszurufen. Da gab es, als der Tag gekommen war, ein starkes Reiten auf allen Wegen und Straßen, die vom Rhein und Jülich gen Düren gehen. Mit buntgedeckten Rossen, stolzen Helmbüschen und seidenen Fähnlein kam die Jülicher Ritterschaft; und als sie hinter ihrem Erbmarschall durch Düren trabten, schmetterten die Trompeter so fröhlich, als ritten sie mit ihrem Herrn zur Hochzeit und nicht zum Streit auf Tod und Leben. Auf grüner Heide war der Kampfkreis eingehegt und das Schaugestühl errichtet, daran die Wappen der beiden Kämpfer hingen. Ein großes Volk von vornehm und gering umdrängte die Schranken; und die Kampfrichter saßen auf ihren Plätzen, vor ihnen der Herold stolz zu Roß.

Dem Spanier muß sein Hochmut schon vor dem Strauß im frohen Geschmetter der Jülicher Trompeten zu einem Teil versunken sein; denn als er im ersten Ritt auf Nit von Birgel sprengte, versagte ihm seine spanische Kunst so gänzlich, daß er den Schild des Gegners fehlte und sein Speer dem armen Rosse in den Bug drang. Das Tier lag kaum im Sande, da war Herr Nit schon aus den Bügeln und sprach mit Zürnen: „Ihr lehrt uns fremde Sitte, Herr Spanier; am Rhein ist es nicht Brauch, nach Tieren zu stechen, die keine Hörner tragen." Der Spanier saß beschämt im Sattel, derweil das Volk mit Pfeifen und Geheul sein Mißgeschick verspottete. „Laßt Euch das Roß nicht dauern, Herr", sprach er, „ich will es Euch bezahlen mit gutem Gold." — „Es ist mir nicht um den Gaul, daß ich so zornig bin", sprach Herr Nit, „denn auf meinem Schloß stehn mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch vierundzwanzig, die nicht schlechter sind als der, den Ihr verdorben und an dem Ihr alle Ritterschaft in Schande gestoßen habt; doch um zu zeigen, daß ich Euch in der Schmach nicht will stecken lassen, wollen wir noch einmal reiten. Führt nun Euer Eisen besser!"

Herr Nit saß auf ein ander Pferd, und beim Trompetenstoß sprengten sie zum zweitenmal aufeinander. Da ward der Spanier aus dem Sattel gestochen, daß er wohl eine Speerlänge hinter seinem Tier in den Sand plumpste. Herr Nit war auch vom Roß gestanden und bereit, dem Gegner jetzt im Schwertkampf standzuhalten. Doch der war schon des Streitens übersatt und nahm auch, des zum Zeichen, seinen Helm vom Haupt. Da so der Kampf vorzeitig an sein Ende kam, saßen die Herren zum Gericht und sprachen Kaiser Karls goldnen Kranz Herrn Nit von Birgel zu. Der ward ihm vor aller Augen und mit großem Jubel um den Helm geflochten. Wie aber der Spanier heimgeritten und was er seinem König von deutscher Ritterschaft berichtet, fand sich in keinem Buche aufgeschrieben.

Die Brüder vom Berge

Im Tal der Dhünn, wo jetzt die Klosterkirche Altenberg gelegen ist, erhob sich vor achthundert Jahren auf steilem Felsen eine starke Burg. Sie war der Stammsitz der reichen Grafen vom Berge, die weithin das Land besaßen. Zu einer Zeit lebten da zwei Brüder, Adolf und Eberhard, die liebten sich so innig, daß sie niemals voneinander scheiden wollten. Deshalb teilten sie das Land nicht, sondern regierten es gemeinsam.

Nun geschah es, daß die Brüder mit anderen Fürsten und Herren in Streit gerieten mit dem mächtigen Herzog von Brabant an der Maas. Da sandten sie zu ihren Rittern und Dienstleuten, rüsteten sich aufs beste und ritten mit ihren Scharen über den Rhein ins Niederland, bis nach Löwen, jenseits der Maas. Da hatten die Brabanter ihre Heerhaufen zur Schlacht gestellt, und es kam zu einem grimmigen Kampf. Die Bergischen Reiter sprengten gegen die eisernen Reihen der Feinde, und so ungestüm war ihr Angriff, daß sie mit ihren Speeren tief in die Schlachtordnung drangen und die Brabanter nach langem Streiten mit Schwert und Streitaxt auseinander und aus dem Felde schlugen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nach dem Streit wurde der Siegruf geblasen, und die Kämpfer ordneten ihre Scharen. Und als ein jeder wieder zu seinem Fähnlein geritten war und die Hauptleute fragten, wer nicht zurückgekehrt sei, da vermißten sie mit vielen anderen auch den edlen Grafen Eberhard vom Berge. Sie suchten ihn unter den Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde und fanden ihn nicht. So mußten die Bergischen, trotz ihres Sieges, traurig heimreiten; der traurigste unter allen war Graf Adolf, der den geliebten Bruder verloren hatte. Sein Herz konnte den Verlust nicht fassen, er mochte nicht glauben, daß er tot sei. Kaum war er auf seine Burg gekommen, so sandte er Boten in alle Länder, auf jedes Schloß und in jede Stadt, bis nach Frankreich und Italien, daß sie den Vermißten suchten. Als ein Jahr verging, waren alle Boten zurückgekehrt, aber ohne Kunde von dem verlorenen Grafen. Jetzt glaubten alle, daß Graf Eberhard tot sei.

In der Schlacht bei Löwen war Graf Eberhard in den dichtesten Haufen der Feinde gedrungen, daß die Seinen ihm nicht hatten folgen können. Lange wehrte er sich mit mächtigen Schwerthieben, bis eine Streitaxt ihn aufs Haupt traf und er mit schwerer Wunde aus dem Sattel stürzte zu toten Rossen und Reitern, die sein eigenes Schwert gefällt hatte. Der Kampf, der noch lange wütete, gab dem Tod noch reiche Beute, so daß die Leiber von Freund und Feind den Ohnmächtigen vor den Augen der suchenden Freunde verbargen. Als alle das Kampffeld verlassen hatten, erwachte er aus seiner Betäubung, arbeitete sich unter den Toten heraus und schritt über das Feld, das weithin mit den gräßlich zerstückten Leichen bedeckt war. Da packte ihn das Entsetzen über Krieg und Kampf, die solches Unheil bringen, daß sie starke Männer zu Scharen mit frühem Tod und schrecklichen Wunden lohnen und Tausende zu Witwen und Waisen machen. Das fiel als eine schwere Schuld auf sein Gewissen, und er beschloß, den ritterlichen Stand zu verlassen, aus der Welt zu gehen und ein anderes Leben zu führen. Mit großen Schmerzen stieg er auf ein Roß, das ledig auf dem Felde lief, und ritt davon in den nahen Wald. Tief im Walde fand er die Klause eines Einsiedlers, der nahm ihn freundlich auf, heilte seine Wunde und sprach ihm zu, seinen Vorsatz auszuführen und an den Gräbern der Heiligen in Rom und anderswo um Vergebung seiner Sünden zu beten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als seine Wunde geheilt war, zog Graf Eberhard in Pilgersweise über die Alpen, wanderte betend durch Italien und andere Länder und kehrte nach Jahr und Tag ins Niederland zurück, wo er, nicht weit von Löwen, auf einem Klosterhof als Schweinehirt sich verdingte; denn er hoffte in solchem niedern Dienste unerkannt zu bleiben und sein übriges Leben in Armut und Entsagung zu verbringen. Wenn er bei seinen Tieren im Walde hütete, schnitzte er aus Holz mancherlei Gerät, Löffel und Näpfe, wie sie die niederländischen Bauern und Hirten gebrauchen. Die verkaufte er, und die Pfennige, die er damit gewann, teilte er den Armen aus. Er lernte die Kräuter des Waldes und ihre Heilkraft kennen, und mit dieser Kunst half er manchem Kranken.

Sieben Jahre blieb er in solchem Leben, da geschah es, daß Bergische Ritter durch diesen Wald ritten und den Weg verloren. Sie schickten einen Reitknecht fort, damit er einen Menschen suche, der sie aus der Irre führe. Der Knecht fand einen Hirten bei seinen Schweinen, und da er ihn ansprach und ihm ins Gesicht schaute, erkannte er in ihm den Grafen Eberhard; denn er hatte früher in seinem Dienst gestanden. Vor Freude warf er sich nieder, umfaßte seine Knie und rief laut seinen Namen. Die Ritter kamen herzu und hörten, was der Knecht sagte. Eberhard aber, der in ihnen Landsleute und alte Freunde erkannte, wollte sich vor ihnen verbergen und redete in welscher Sprache zu ihnen, als ob er sie nicht verstünde. Da öffnete der Reitknecht das Kleid des Hirten und wies auf Narben von Wunden, die er früher im Streit empfangen hatte, und da half sein Leugnen nicht. Die Ritter umarmten ihren wiedergefundenen Grafen, redeten ihm freundlich zu und gingen mit ihm auf den Klosterhof, wo sie zur Nacht Herberge fanden. Sie hofften, er werde mit ihnen heimreiten; aber als sie am Morgen ihre Pferde gesattelt hatten, trieb er wieder seine Herde aus dem Hof und sagte ihnen zum Abschied, er wolle sein Leben nicht ändern und nicht in die Welt zurückkehren. Die Ritter konnten ihn nicht überreden und gingen in das nahe Kloster, dort sagten sie dem Abte, daß der Bruder ihres Grafen als Schweinehirt auf seinem Hofe diene. Der Abt schickte nach ihm und sprach ihm zu, daß es seinem edlen Stande nicht zieme, ein so niedriges Leben zu führen. Der Graf aber weigerte sich standhaft, bis der Abt ihn einlud, in das Kloster zu ziehen. Das tat er dann und wurde ein Mönch im Grauen Orden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die heimkehrenden Ritter brachten ins Bergische Land die Kunde, daß sie den lang Vermißten gefunden hätten. Herr Adolf ward tief bewegt und ritt ohne Säumen nach Brabant, um den Bruder heimzuholen. Aber all sein Bitten war umsonst. Eberhard empfing ihn zwar mit großer Liebe, aber er wollte das Kloster nicht verlassen. Traurig kehrte Adolf auf seine Burg zurück, und bald erkannte er, daß er ohne die Nähe des wiedergefundenen Bruders nicht mehr leben könne. Er hieß Briefe schreiben an den Erzbischof zu Köln und in das Kloster bei Löwen, daß er im Tal der Dhünn ein reiches Kloster stiften wolle. Zugleich berief er Werkleute und ließ die Burg auf dem Berge zu einem Kloster umbauen, und als es fertig war, sandte der Löwener Abt den Mönch Eberhard mit zwölf Brüdern ins Dhünntal, und der Kölner Erzbischof kam selber, um das Kloster zu weihen. Das war im Jahre 1133. Für sich und seinen Hof hatte Graf Adolf auf steilem Berge an der Wupper eine neue Burg erbauen lassen, die ward nun einfach Burg geheißen, das Kloster an der Dhünn aber Altenberg.

Nach langer Trennung lebten die Brüder jetzt wieder nahe zusammen und in inniger Liebe miteinander. Aber als Graf Adolf alt geworden und der Ritt nach Altenberg anfing ihm Beschwer zu machen, rief er seine Söhne und Mannen nach Burg zu einem Hoftag, und da übergab er die Herrschaft seinen Söhnen. Dann ging er nach Altenberg und bat um Aufnahme in den Orden. Bald trug er, gleich seinem Bruder, das Kleid der Zisterzienser Mönche und verbrachte die noch übrige Zeit seines Lebens, mit dem geliebten Bruder zusammen, im Dienste Gottes. Die beiden Brüder starben kurz nacheinander, Eberhard am 21. Mai, Adolf am 12. Oktober des Jahres 1152. Sie wurden nebeneinander begraben, und ein Stein deckt ihre Gräber. Graf Adolfs Nachkommen erbten den frommen Sinn ihrer Väter: sie huben an, über dem Grab der Brüder eine stattliche Kirche zu erbauen, es ist der Altenberger Dom, den jeder bergische Wanderer mit Stolz begrüßt, wenn er ins Dhünntal kommt.

Speck und Erbsen

Zu Bensberg am großen Königsforst hatte der Kurfürst Johann Wilhelm ein prächtiges Jagdschloß bauen lassen; und wenn die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit zur Jagd gekommen war, zog er von Düsseldorf mit Pferden und Dienern nach Bensberg, um im Königsforst zu jagen.

Einstmals ging er am frühen Morgen in den Wald und folgte seinem Hund, der ein Wild gewittert hatte, durch Busch und Gestrüpp über Tal und Höhen und merkte in seinem Jagdeifer nicht, daß er in einen entlegenen Teil des Waldes und weitab von jedem Weg geraten war. Die Mittagstunde war vorüber, und hinter ihm sank die Sonne schon gegen Westen. Der Fürst ward hungrig und des Jagens müde. Er stieg einen Hügel hinan und blickte in ein Tal hinab, wo er den Rauch aus einer Hütte steigen sah. Da nahm er seine letzte Kraft zusammen, stieg in das Tal hinab, ging auf das Häuslein zu und bat, für Gottes Lohn, um einen Bissen zu essen.

Die Bäuerin mochte den einfach gekleideten Mann für einen fürstlichen Jäger halten, sie machte ihm Platz am Tische, setzte ihm eine Schüssel dampfende Suppe vor und legte ein Stück grobes Brot daneben. Das bäuerliche Gericht, Speck und Erbsen, und das Haferbrot schmeckten dem Hungrigen besser als jemals das köstlichste Essen an seiner fürstlichen Tafel. Er löffelte die Schüssel aus, dankte mit freundlichen Worten für die Stärkung und fragte nach dem Weg gen Bensberg. Die Bäuerin schickte ihren Buben mit, der ihn bald auf die Straße führte. Der Fürst, der sich wunderbar erquickt fühlte und über sein Abenteuer in froher Laune war, schritt rasch fürbaß und kam mit dem Abend ins Schloß, wo die Seinen schon mit Sorgen auf den Herrn gewartet hatten.

Ein paar Wochen später, als Johann Wilhelm wieder zu Düsseldorf war, hatte er mit seinen Hofräten und Schreibern täglich genug Verdruß über Schulden und Steuern, so daß ihm das Essen an der fürstlichen Tafel nicht munden wollte. Da dachte er an die köstliche Erbsensuppe im Königsforst und sagte, Speck und Erbsen sei das beste Essen auf der Welt. Kaum hatte der Hofkoch das Wort erfahren, da ging er daran, dem Fürsten Speck und Erbsen zu kochen und ließ ihm das Gericht vorsetzen. Johann Wilhelm schmeckte davon, legte aber den silbernen Löffel gleich nieder und sagte verdrießlich: „Meine Köche verstehen eben die Kunst nicht, wie Speck und Erbsen gekocht werden. Sie könnten von einer armen Bauernfrau noch lernen." Und erzählte den Tischgenossen sein Abenteuer im Königsforst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hofleute kennen keine größere Sorge, als ihren Herrn bei guter Laune zu halten. Sie schickten noch am selben Tag einen reitenden Boten nach Bensberg, und schon am andern Morgen fuhr die Bäuerin aus dem Königsforst in einem kurfürstlichen Wagen ins Düsseldorfer Schloß. Da kochte sie eine Erbsensuppe auf ihre Art und trug sie dem Fürsten auf, dazu ein Stück von ihrem selbstgebacknen Haferbrot. Glaubt nicht, daß es dem Fürsten besser schmeckte als gestern die Suppe seines Hofkochs! Der Verdruß war ihm noch nicht vergangen, und der Hunger, als der beste Koch, hatte sein Werk noch nicht getan.

Und am Abend, als Johann Wilhelm unter guten Freunden und Düsseldorfer Bürgern im Gasthaus an der Flinger Straße guten rheinischen Wein trank, vergaß er seine Sorgen und Schulden, so daß er seine frohe Laune wiederfand und die Geschichte von der Erbsensuppe erzählte und zum Schluß meinte, sie habe ihm damals nur deshalb so gut geschmeckt, weil er sich vorher, wie ein rechter Bauer, tüchtig abgerackert habe.

So ist die Geschichte unters Volk gekommen und viel erzählt worden; und wer sie erzählt, der schließt sie mit den Worten:

„Wer sich vor Arbeit nicht tut schrecken,
dem wird's wie dem Jan Wellem schmecken."

Otto der Schütz

Landgraf Heinrich der Eiserne zu Hessen hatte zwei Söhne und eine Tochter, die ward in jungen Jahren dem Herzog von Braunschweig vermählt. Heinrich, der älteste der Söhne, ward so aufgezogen, daß er des Landes Erbe werden könnte; aber Otto, den andern Sohn, dem kein Erbe fiel, wollte der Vater zu einem Geistlichen haben, damit er ein Bistum oder ander geistliches Lehen erwerbe. Deshalb schickte er ihn auf eine hohe Schule, daß er die Schrift und Weisheit Gottes lerne.

Otto war schlank, doch stark an seinem Leib und gar eines fröhlichen Gemüts, daß er lieber den Renner tummelte und sich am Spiel der Waffen freute, als über alten Büchern und Pergamenten saß. Doch weil er seines Vaters harten Willen kannte und wußte, daß er ihn nicht beugen werde, entschloß er sich, auf andere Weise dem geistlichen Stand zu entgehen. Da er auf der Schule eine Zeit gewesen, kaufte er zwei gute Rosse, Harnisch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Schießzeug und ritt von dannen, ohne seinem Vater Kunde zu senden. Er kam auf seiner Fahrt an den Rhein hinab ins Niederland; und da er in Cleve war, sah er am Hof des Herzogs schöne Tochter und schloß ihr Bild so innig in sein Herz, daß er von dort nicht mehr scheiden konnte. Weil er aber als ein Erb- und Heimatloser nicht hoffen durfte, sie zu gewinnen, wollte er doch in ihrer Nähe bleiben, daß er sie bisweilen sehen und sein Herz an ihrem Anblick letzen könnte. Also gab er sich für einen Bogenschützen aus und bot dem Herzog seinen Dienst an. Der Herzog fand ein Wohlgefallen an dem feinen, starken Jüngling, daß er ihn gern unter seine Jäger nahm; und da er bald auf der Jagd und anderswo Proben großer Kunst im Schießen und und anderm ritterlichen Werk sehen ließ, ward er dem Herzog lieb und teuer. Er zog ihn oft und gern in seine Nähe und vertraute ihm mehr als einem seiner Dienstleute. Und weil er sich mit keinem Namen genannt hatte, ward er von allen nicht anders als Otto der Schütz geheißen.

Unterdessen war das Hessenland in große Trauer gekommen, indem Heinrich, des Landgrafen ältester Sohn, an einer Krankheit gestorben war und Otto, sein Bruder, für verloren galt. So daß Land und Herrschaft nach dem Recht an den Gemahl ihrer Schwester, den Herzog von Braunschweig hätte kommen sollen. Doch ward der Braunschweiger, seines finstern Sinnes wegen, von den Hessen nicht geliebt. Also lebte der alte Landgraf in großem Kummer über den Verlust seiner Söhne und seines Landes Schicksal.

Nach etlichen Jahren geschah es, daß ein Dienstmann des Landgrafen, Herr Heinrich von Homburg, eine Wallfahrt unternahm gen Aachen, die Heiligtümer in Unser lieben Frauen Münster zu verehren. Als er seine Andacht verrichtet und seinem Gelöbnis genug getan hatte, ritt er ins Niederland hinab, da wollte er Land und Burgen beschauen. So kam er nach Cleve und ward am Hof des Herzogs freundlich empfangen und zu Gast geladen. Als er nun unter des Herzogs Hofgesinde kam, sah er Otto den Schütz, und weil er ihn gleich erkannte, beugte er vor ihm das Knie und grüßte ihn, wie's ihm, als seinem Herrn, gebührte. Der Herzog, der in einem Fenster stand und in den Hof schaute, wunderte sich sehr, daß ein adliger Herr einem seiner Dienstleute solchen Gruß biete. Also ließ er den Gast rufen und erfuhr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von ihm, wer der Jäger war, den er seit Jahren an seinem Hof gehalten hatte.

Da ward Otto gleich vor den Herzog gerufen und ihm von dem Herrn von Homburg kundgetan, daß sein Bruder verstorben und das Land Hessen in großer Traurigkeit stehe, weil sie ihn für tot hielten und sich doch nicht unter den Braunschweiger schicken wollten. Und da er ihm zusprach, mit ihm hinauf ins Hessenland zu reiten und des Vaters und seiner treuen Untertanen Schmerz zu wenden, sprach Otto: „Das steht nicht in meiner Gewalt, sondern in der meines Herrn, des Herzogs von Cleve. Wenn er mir aber solchen Abschied geben will, als ich von ihm bitte, so will ich gern mit Euch reiten." Und vertraute dem Herzog, aus welchem Grund er seines Dienstes begehrt und treu zu ihm gehalten habe. Da der Herzog seinen Jäger, dem er so lange schon von Herzen hold gewesen, als ein Fürstenkind und eines reichen Landes Erben erkannte, war er nicht ungeneigt, ihm die Tochter zu verloben, wenn ihr der Freier nicht zuwider sei. Als sie nun die Jungfrau riefen und ihr die Werbung kund machten, sagte sie nicht nein; und da sie hold errötete, als der Bräutigam sie in die Arme schloß, ward ihm gewiß, daß die Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen, die ihn so lange an ihres Vaters Hof gehalten, ihn nicht getäuscht hatte, und sie dem Sohn des Landgrafen nur darum angehören wollte, weil sie ihn schon geliebt hatte, als er nur ihres Vaters Jäger war; doch hatte sie, gleich ihm, solche Liebe vor aller Welt verborgen.

Otto hat seine Braut bald ins Hessenland geführt, und sie sind miteinander glücklich geworden, doch nicht lange, denn Landgraf Otto starb schon im Jahr 1366, erst vierundvierzig Jahr alt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf